

**„Was dachten sie, als sie uns sahen?“ (Hédi Fried)**  
**Deutsche Städte und Zivilist\*innen in den Erinnerungen jüdische Überlebender der Außenlager  
des KZ Neuengamme (1944-1945)**

Vielen Dank, dass ich heute hier sprechen darf.

Ich möchte meinen Vortrag mit einer kleinen Notiz beginnen, die am 2. März 1945 in den Hamburger Tageszeitungen erschien. Sie berichtet von einem Unfall eines sogenannten „Sonderzugs“ – einer besonderen Straßenbahn – in der Nähe des Hamburger Hauptbahnhofs, bei dem 14 Häftlinge ums Leben kamen. Die Anwesenheit der „Lagerinsassen“ – später wird von „Häftlingen“ gesprochen – wird als selbstverständlich dargestellt; sie bedarf keinerlei Erklärung.

Der Unfall, dessen langfristigen Todeszahlen deutlich höher waren, wird in den Erinnerungsberichten mehrerer Überlebender des Außenlagers Eidelstedt thematisiert. Sie alle waren als jüdisch Verfolgte Mitte 1944 aus Auschwitz nach Hamburg deportiert worden. In meinem Vortrag möchte ich diese Zeitungsnotiz zum Anlass zu nehmen, um einige Fragen, die dabei aufgeworfen werden, anzuschneiden: Wie kam es zur Anwesenheit jüdischer KZ-Häftlinge in einer deutschen Großstadt? Wie sichtbar war dieses Kapitel des Holocausts für deutsche Zivilist\*innen? Und vor allem – wie gestaltete sich der Kontakt der jüdischen Häftlinge zur zivilen Bevölkerung außerhalb des Konzentrationslagersystems in der Endphase des Nationalsozialismus? Wie erinnerten vor allem die Überlebenden diese Kontakte und die Städte, in denen sie eingesetzt waren?

Es versteht sich von selbst, dass ich in der zur Verfügung stehenden Zeit nur an der Oberfläche dieser komplexen Themen kratzen kann.

Während der Großteil der Unterlagen des Konzentrationslagers Neuengamme und seiner Außenlager vor der Befreiung vernichtet wurden, kennen wir die Namen einiger Opfer des Straßenbahnunfalls dank überlieferter Einträge im Standesamt Hamburg. Dort wird ihre Nationalität ungarisch vermerkt, was uns sowohl einen Hinweis auf einen entscheidenden Aspekt ihrer Deportation gibt, den es sich zugleich lohnt, näher zu betrachten.

Die meisten von Ihnen sind wahrscheinlich in groben Zügen mit der sogenannten „Ungarnaktion“ vertraut. Das heißt, mit der Deportation von circa 437.000 Juden und Jüdinnen aus Ungarn nach Auschwitz zwischen Mai und Juli 1944. Ungarn beherbergte zu diesem Zeitpunkt eine der letzten großen jüdischen Bevölkerungen Europas, die bislang von Deportationen in Konzentrations- und Vernichtungslager weitgehend verschont geblieben war. Dies änderte sich mit dem Einmarsch der Wehrmacht im März 1944.

Was mir an dieser Stelle wichtig zu erwähnen ist, ist, dass Ungarn, als zuvor Verbündeter Deutschlands, in den Jahren zuvor erhebliche territoriale Zugewinne verzeichnet hatte. Ab 1938 hatte Ungarn Teile der damaligen Tschechoslowakei, Rumäniens und Jugoslawiens annektiert. Rund 45 Prozent der jüdischen Bevölkerung „Ungarns“ lebten in Gebieten, die vor 1938 und nach 1945 nicht Teil Ungarns gewesen waren und sind. Nicht wenige dieser Menschen sahen sich daher sowohl 1944 als auch nach 1945 nicht als Ungarn.

Dies ist auch im Hinblick darauf wichtig, dass gerade in diesen annektierten Regionen die systematische Ausgrenzung und die schnell darauf folgenden Deportationen nach Auschwitz begannen. Die berühmten „ungarischen“ Häftlinge des Auschwitz Albums stammten beispielsweise aus Transkarpatien, einer Region, die bis 1938 Teil der Tschechoslowakei war, nach 1945 Teil der Sowjetunion wurde und nun Teil der Ukraine ist. Wir sollten also sehr vorsichtig sein, von diesen Häftlingen als „ungarisch“ zu sprechen.

Die Mehrheit dieser im Zuge der „Ungarn-Aktion“ deportierten jüdischen Häftlinge wurde direkt nach der Ankunft ermordet. Ein Bruchteil wurde jedoch zur Zwangsarbeit ausgewählt. So auch etwa 500 vor allem aus Transkarpatien und ehemals rumänischen Regionen stammende Frauen, die wahrscheinlich Anfang Juli 1944 nach Hamburg deportiert wurden.

Und dies vor dem Hintergrund, dass nur zwei Jahre zuvor eine Anordnung Himmlers vorgesehen hatte, alle Konzentrationslager im Reichsgebiet „judenfrei“ zu machen – was unter anderem zur Deportation der jüdischen Häftlinge Neuengammes nach Auschwitz führte. Nun geschah das Gegenteil: Jüdische Häftlinge wurden ins Reich und in Außenlager Neuengammes deportiert. Der schrumpfende Zugriff auf andere Formen von Zwangsarbeit hatte zu einem Richtungswechsel in der nationalsozialistischen Politik gegenüber jüdischen KZ-Häftlingen geführt. Angesichts des drastischen Arbeitskräftemangels in der deutschen Kriegswirtschaft und der rüstungspolitischen Großprojekte sollte auch auf die aus Ungarn deportierten Juden und Jüdinnen als Zwangsarbeiter\*innen zurückgegriffen werden.

Entsprechend den Plänen einer Untertageverlagerung der deutschen Rüstungsindustrie verkündete Himmler im Mai 1944 noch, dass von den jüdischen Häftlingen „nicht einer irgendwie in das Gesichtsfeld des deutschen Volkes“ käme. Und auch die SS bestand zunächst auf einer Mindestgröße für Außenlager von 1.000 Personen, um die Kontrolle über die jüdischen Häftlinge zu behalten und den Kontakt zur Zivilbevölkerung zu minimieren.

Der Zugriff der deutschen Industrie auf diese neue Gruppe von Sklavenarbeiter\*innen entwickelte jedoch schnell eine Eigendynamik. Und so wurde die Mindestgröße nicht nur auf 500 reduziert. Teil des erwähnten Transportes im Juli 1944 waren nicht nur 500 jüdische Frauen aus „Ungarn“ sondern auch 500 jüdische Frauen, die aus dem Ghetto Theresienstadt nach Auschwitz deportiert waren. Einige Zeit später wurden zudem 500 jüdische Frauen aus dem Ghetto Lodz in selbe Außenlager deportiert. Dies sind in der Tat die drei großen Gruppen, aus denen die Transporte jüdischer Arbeitssklaven aus Auschwitz ins deutsche Reich zusammengestellt wurden. Sie alle hatten das KZ Auschwitz überlebt, waren dort Zeuginnen des nationalsozialistischen Vernichtungsantisemitismus geworden und hatten die Ermordung von Angehörigen, Freund\*innen und Mithäftlingen erleben müssen.

Die Frauen der erwähnten Transporte bildeten das erste Frauenaußenlager des KZ Neuengamme: das Lager Dessauer Ufer im Hamburger Hafen. Die tschechische Überlebende Franci Epstein erinnert sich:

„Ein seltsames Bild erwartete die Reisenden am nächsten Abend, als der Zug langsamer wurde und schließlich in Hamburg zum Stehen kam – direkt vor einer Reihe dunkler dreistöckiger Gebäude mit riesigen Schiebetüren auf jeder Etage. An den Türen und Fenstern hingen junge Männer wie Weinranken! Alle möglichen jungen Männer in unbekannten Uniformen ohne Abzeichen, sie lachten und riefen irgendetwas, offenbar begeistert über das Eintreffen einer ganzen Wagenladung junger Frauen. Die Damen waren sprachlos, dann lächelten auch sie und winkten zurück.“

Die Männer, die Epstein beschreibt, waren italienische Militärinternierte, die im selben Gebäude untergebracht waren. Hier zeigen sich bereits mehrere sehr wesentliche Aspekte, die sich in den Erinnerungen der Überlebenden finden lassen. Zum einen sind die jüdischen Häftlinge nicht nur Untertage eingesetzt worden. Die Frauen des Dessauer Ufer wurden im Geilenberg-Programm zur Trümmerräumen in der kriegswichtigen Mineralölindustrie des Hamburger Hafens eingesetzt. Doch wie Marc Buggeln in seinen Forschungen zeigen konnten, war ursprünglich geplant, dass diese Frauen Behelfsunterkünfte für die Hamburger Zivilbevölkerung errichten sollten – eine Bevölkerung, die seit der Bombardierung Hamburgs im Sommer 1943 unter massiver Wohnungsnot litt. Auch aus Bremen und anderen norddeutschen Städten sind Trümmerräumung und Behelfswohnheimbau durch jüdische

Häftlinge aus Auschwitz belegt.

Zum anderen wurden die KZ-Außenlager, die für diese Häftlinge ab Mitte 1944 entstanden, zu einem Zeitpunkt eingerichtet, in dem es bereits ein umfassendes System von Zwangsarbeitslagern in Deutschland gab, mit denen die Außenlager oft räumlich eng verbunden waren. Die häufigste Form des Kontaktes, den überlebende Häftlinge schildern, ist dementsprechend der mit anderen Zwangsarbeitern, wie in diesem Fall den italienischen Militärinternierten.

Nach nur zwei Monaten wurde die Gruppe aufgeteilt. Die SS bestand darauf, die nationalen Gruppen möglichst beisammen zu halten, weshalb die Häftlinge, die aus Ungarn deportiert worden waren, fast geschlossen ins Außenlager Wedel und später nach Eidelstedt gebracht wurden, die Häftlinge aus Theresienstadt ins Außenlager Neugraben und die Häftlinge aus dem Ghetto Lodz ins Außenlager Sasel – Orte, an denen sie jeweils Behelfsheime bauen sollten. Alle Außenlager waren damit mit circa 500 Häftlingen belegt, wie wir uns erinnern, die Mindestgröße, die die SS vorgegeben hatte.

Überlebende berichten von „kleinen Familien“, die sich innerhalb der Gruppe bildeten – oft waren es tatsächlich Verwandte, wie im Fall von Hédi Fried und ihrer Schwester Livia Fränkel, oder alten Freundinnen oder Bekannten. Diese Solidarität wurde ganz wesentlich durch die Tatsache begünstigt, dass viele Frauen bereits seit ihrer Deportation zusammen gewesen waren.

Während sich das Lager Dessauer Ufer in einem Industriegebiet befand, lagen die anderen genannten Außenlager am Rand der Stadt – dort, wo die Behelfsheime entstehen sollten. Doch aus den Berichten der Überlebenden wissen wir, dass die Frauen nicht nur an diesen Orten arbeiteten. Immer wieder wurden sie in kleinen Arbeitskommandos zum Schneeräumen oder Trümmerräumen in die Innenstadt geschickt und befanden sich damit mitten im zivilen Leben Hamburgs.

Hédi Fried erinnert sich unter anderem an einen Tag, an dem die Häftlinge Schnee in der Nähe des Hamburger Hauptbahnhofs räumen mussten und schreibt:

„Was dachten sie, als sie uns sahen: Frauen bis auf die Knochen abgemagert, in dünner Kleidung, gebückt beim Schneeschippen? Oder sahen sie uns gar nicht? Man sieht nicht, was man nicht sehen will. Einige Leute blieben stehen und sahen uns an, aber niemand kam näher oder stellte Fragen. Später würden sie sagen, sie hätten nichts gewusst. Und später, dass alles eine Lüge sei.“

Zwar haben wir aus Hamburg keine Fotos dieser Arbeitskommandos, aber es existieren Aufnahmen aus Bremen, die jüdische Frauen, die ebenfalls aus Ungarn nach Auschwitz deportiert worden waren, beim Trümmerräumen zeigen – Bilder, die die Sichtbarkeit solcher Kommandos im Stadtbild belegen.

Es überrascht hier sicherlich niemanden, dass es nur wenige Quellen zu diesem Kontakt zwischen Zivilbevölkerung und Häftlingen aus Sicht der deutschen Zivilisten gibt. Ein Hamburger Student führte in den 1980er Jahren Interviews mit ehemaligen Nachbarn des Lagers Eidelstedt. Und ich finde diese Interviews sehr interessant, weil er einerseits auf mehrere Nachbarn traf, die das Lager und die Gefangenen beschrieben, wie sie diese zur Arbeit gehen sahen oder wie sie neben ihnen arbeiteten, und andererseits, wenn wir uns diese Beschreibungen genau ansehen, scheinen sie häufig das Konzentrationslager mit anderen Zwangsarbeiterlagern, vor allem für sogenannte „Ostarbeiterinnen“, zu verwechseln.

Und natürlich berichten viele Nachbarn, wie sie oder jemand, den sie kannten, den Häftlingen Essen zugesteckt habe.

In der Tat gibt es auch einige Berichte von Überlebenden, die beschreiben, wie Ihnen Essen versteckt

wurde, häufiger von Arbeitern als von Zivilist\*innen. Diese Beschreibungen sind aber sehr viel seltener, als ihr Stellenwert in den Erinnerungen der Nachbarn vermuten lässt. Lucille Eichengreen, die im Außenlager Dessauer Ufer und Sasel war, schrieb später über eine ähnliche Publikation, die auch für das Außenlager Sasel existiert:

„Das kleine Büchlein der Saseler Studenten, erst nach dem Krieg geschrieben, beschreibt, dass die Einwohner Lebensmittel für uns gelassen haben. Aber leider haben wir diese Gaben nie gefunden. Es ist eine Nachkriegsgeschichte, die nicht stimmt.“

Der Kontakt zur deutschen Zivilbevölkerung wird in den Berichten der Überlebenden als minimal beschrieben – auch wenn der Großteil gegenseitige Sichtbarkeit thematisiert. Dennoch berichten fast alle Überlebenden von Hilfe – jedoch meist nicht durch Deutsche, sondern durch andere Zwangsarbeiter. Auch Hédi Fried beschreibt beispielsweise die italienischen Militärinternierten:

„Ich fand auch neue Freunde. Über uns wohnten italienische Kriegsgefangene, die versuchten, durch das Fenster mit uns zu sprechen. Als sie erfuhren, wer wir waren, ließen sie Pakete an einer Schnur zu uns herunter. Wir schickten ihnen einen Brief zurück. Sie gaben uns Zigaretten, Schokolade und Marmelade – Dinge, die wir nicht nur des Wertes wegen, sondern als Zeichen menschlichen Interesses schätzten.“

Solche Geschichten – von italienischen Militärinternierten, französischen Kriegsgefangenen und anderen Zwangsarbeitern – finden sich in vielen Berichten.

Und dies ist ein wirklich wesentlicher Punkt im Hinblick auf die jüdischen KZ-Häftlinge. Hamburg beherbergte fast eine halbe Million Zwangsarbeiter in einem dichten Netz von Lagern.

Für die jüdischen Frauen bedeutete das: Obwohl die Verrichtung von Zwangsarbeit in einer deutschen Stadt etwas Neues für sie war, gehörten schlecht ernährte und schlecht gekleidete Zwangsarbeiter\*innen bereits zum Alltag in der Stadt, und die Außenlager wurden oft auf dem Gelände bereits bestehender Zwangsarbeiterlager errichtet. Für die anwohnenden Zivilist\*innen stellten die jüdischen Häftlinge und ihr sichtbares Leid nicht unbedingt einen substanziell neuen Anblick dar. Andererseits waren es eben andere Zwangsarbeiter, die ihr Essen und manchmal sogar Medikamente mit den KZ-Häftlingen teilten und Kontakt zu ihnen aufnahmen, in denen sie als Menschen wahrgenommen wurden. Etwas, das viele Überlebende gerade vor der Erfahrung von Auschwitz als überlebenswichtig beschrieben.

Doch zurück zu jenem Straßenbahnunfall, an den sich Hédi Fried und andere Überlebende erinnerten. Sie beschreiben, wie ein ausgebombtes Gebäude auf die Bahn stürzte und viele Häftlinge, die sie kannten, sofort tötete, viele andere wurden schwer verletzt. Sie beschreiben auch, wie die SS anordnete, dass nur tote Häftlinge in die Krankenwagen verladen wurden. Die Verletzten wurden ins Lager Eidelstedt zurückgebracht, wo sie von einer überforderten Sanitäterin und einem französischen Arzt behandelt wurden. Viele starben in den folgenden Tagen, da ihnen medizinische Hilfe verweigert wurde.

Die Sichtbarkeit im Stadtbild schützte die Frauen also nicht. Im Gegenteil: Als die alliierten Streitkräfte einige Wochen später näher rückten und das Ende des Krieges und die Befreiung der Stadt unmittelbar bevorzustehen schienen, wurde das sichtbare Leid der Gefangenen als Problem für die Stadt angesehen. Die Stadt drängte darauf, die Lager aufzulösen und die jüdischen Frauen nach Bergen-Belsen zu deportieren. Dort herrschten katastrophale Bedingungen, und viele überlebten diese letzte Deportation nicht.

### **Abschließend lässt sich sagen:**

Der Umgang mit den jüdischen Konzentrationslagern lässt sich nur im Kontext des allgemeinen

Zwangsarbeitssysteme verstehen. Während die SS zunächst auf große Gefangenengruppen bestand und Kontakte mit der deutschen Zivilbevölkerung vermeiden wollte, führte der Druck wirtschaftlicher und behördlicher Kreise zu Arbeitseinsätzen mit hoher Sichtbarkeit und Kontaktmöglichkeiten. Jüdischen Frauen waren ab Mitte 1944 in Hamburg in kleinen Kommandos sichtbar in der Stadt präsent – und Teil des städtischen Alltags. Kontakte zur Bevölkerung blieben meist auf gegenseitige Sichtbarkeit begrenzt, zu direktem Kontakt und Hilfeleistungen kam es insbesondere durch andere Zwangsarbeiter und dies, obwohl diese schlechter versorgt waren als deutsche Zivilist\*innen und mit stärkeren Strafen zu rechnen hatten. Es ist davon auszugehen, dass der Umgang mit den aus Auschwitz stammenden jüdischen KZ-Häftlingen für die städtische Zivilbevölkerung auf bereits für andere Formen von Zwangsarbeit etablierte Muster aufbaute. Die Maßnahmen, die die Nationalsozialisten letztendlich doch ergriffen, zielten nicht darauf, das Leid der Häftlinge vor der deutschen Bevölkerung zu verbergen, sondern darauf ihre Sichtbarkeit und Präsenz in der Stadt vor den Alliierten zu verbergen.